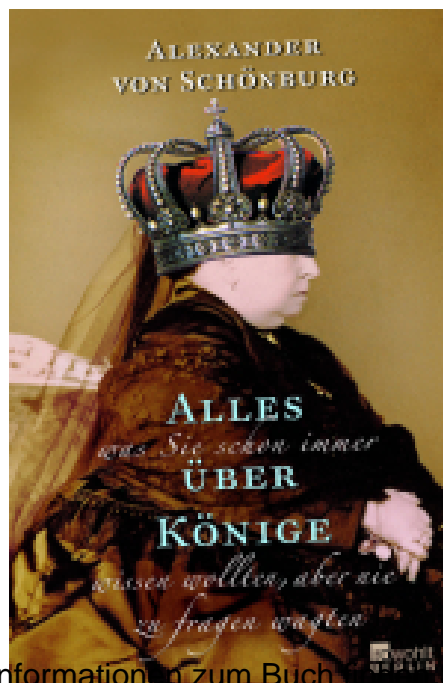


Leseprobe aus:

Alexander von Schönburg

**Alles, was Sie schon immer über Könige
wissen wollten,**



Mehr Informationen zum Buch [Sie hier](#).

ES WAR EINMAL ...

Queen Mary, die Großmutter der jetzigen Königin von England, eine geborene Prinzessin von Teck, hatte eine seltsame Angewohnheit. Immer wenn sie sich nach dem Befinden eines ihrer Untertanen erkundigte, fragte sie: «Wie geht es Ihrer armen Mutter?» Oder: «Wie geht es Ihrer armen Tochter?» Sie benutzte das Adjektiv «arm» so häufig, dass man sich bei Hofe fragte, was genau sie damit wohl meinte. Dabei ist die Sache ganz einfach: Arm, im Sinne von Queen Mary, war schlicht jeder, der nicht königlicher Herkunft war. Wie recht sie doch hatte! Bei meinem ersten Zusammentreffen mit Königin Elisabeth II. musste auch ich das einsehen. Es war am Vorabend der Hochzeit von Prinz Edward mit Sophie Rhys-Jones. Edward erhob als jüngster Sohn der Queen keinen Anspruch auf einen Staatsakt, und die Royals waren vermutlich erleichtert, dass man diese Hochzeit als Familienfest feiern durfte. Es waren auch eine Handvoll deutscher Verwandter nach Windsor eingeladen. Darunter die Großnichte der Queen, Prinzessin Irina von Hessen, und der seit ein paar Wochen mit ihr verheiratete Mann, ein Journalist. Ich. Als Journalist bei Familienfeiern auf Schloss Windsor dabei sein zu dürfen ist ungewöhnlich.

Eher erhält ein Lude aus St. Pauli eine Einladung zum Tee beim Papst. Es gibt wohl keinen Berufsstand, der in Windsor eine derart uneingeschränkte Geringschätzung genießt wie der des Reporters. Eine besonders dezidierte Meinung zum Thema Journalismus hat Irinas Großonkel Prinz Philip. Als ihm bei einem Besuch in Gibraltar der berühmte Affenfelsen gezeigt wurde, sagte er, so laut, dass ihn die ganze Horde der ihn belagernden Presse-Fotografen hören konnte: «Also, welche sind nun die Affen und welche die Reporter?» Bei einem Staatsbesuch in Pakistan stürzte ein Paparazzo von einer hohen Leiter, der von dort oben einen besseren Winkel für seine Fotos haben wollen. Philips zartfühlender Kommentar: «Hoffentlich hat er sich das Genick gebrochen.»

Ich werde mich also hüten, nun die schlimmsten Befürchtungen meiner großzügigen Gastgeber zu bestätigen, indem ich Einzelheiten meines Aufenthalts in Windsor ausbreite. Eine solche Verletzung des Inner Sanctums kann die schwerwiegendsten Folgen nach sich ziehen. In einem der folgenden Kapitel werde ich erzählen, was mit denen geschah, die das gewagt haben. Hier will ich nur schildern, wie es *mir* ergangen ist, wie es in *mir* aussah, als ich mich plötzlich inmitten der englischen Königsfamilie wiederfand. Sich an einem Königshof zu bewegen verlangt äußerste Konzentration, ständig ist man darauf bedacht, ja nicht das Falsche zu tun, das Falsche zu sagen. Jede Bewegung, jeder Atemzug ist kontrolliert, man möchte ja niemandem missfallen, alle Nerven und Sinne sind darauf ausgerichtet, in einem fort das Verhalten der anderen Höflinge zu deuten, von morgens bis abends befindet man sich

in einer ständigen Habt-Acht-Stellung. Das alles ist sehr, sehr anstrengend.

Gleich am ersten Abend in Windsor wurde ich neben die Königin platziert. Offenbar wollte die Queen den Mann ihrer Großnichte begutachten. Sie ist in der seltsamen Lage, dass sie außerhalb ihrer Familie so gut wie nie jemandem begegnet, der in ihrer Gegenwart unverkrampft ist. Eine ihrer Hofdamen erzählte mir später, dass sie sich über die Jahre an die kuriosesten Reaktionen hat gewöhnen müssen. Selbst mächtige Staatsmänner stottern plötzlich, wenn sie vor ihr stehen, andere sagen aus lauter Verlegenheit Sachen, für die sie sich im Nachhinein jahrelang schämen. Glücklicherweise gehört es zu den ureigenen royalen Tugenden, anderen Menschen möglichst rasch jede Verlegenheit zu nehmen und sie, wenn nötig, aus peinlichen Situationen zu retten. Als General de Gaulle kurz vor dem Ende seiner Amtszeit einmal mit seiner Frau Yvonne bei einem Abendessen in Windsor war, fragte jemand Madame de Gaulle quer über den Tisch, worauf in ihrem Ruhestand sie sich besonders freue. Madame de Gaulle antwortete – und hier muss man sich jetzt bitte einen sehr starken französischen Akzent dazudenken: «Ä penis!» Stille. Blankes Entsetzen. Selbst die Diener blieben verdattert stehen. Bis die junge Queen die Situation rettete und übersetzte, was Madame de Gaulle in ihrem gebrochenen Englisch zu sagen versucht hatte: «Ah, happiness.»

NÄCHSTE SEITE: *Die Hochzeit von Prinz Edward von Großbritannien mit Sophie Rhys-Jones im Juni 1999. Mit gutem Auge sieht man Irina und mich in der letzten Reihe (Vierter und Fünfte von rechts).*





Als ich nun neben der Queen saß, war das Gefühl, vor dem Jüngsten Gericht zu stehen, dank der vor dem Essen gereichten Dry-Martini-Cocktails einem gewissen Übermut gewichen. Ich war redebereit. Aber worüber redet man eigentlich mit der Königin von England zwischen Vor- und Hauptspeise? Die Antwort: erst mal über gar nichts. Ich saß in meinem uralten, aber freundlicher Weise von einem königlichen Diener aufgebürsteten Smoking neben ihr und wartete darauf, dass die Königin mich eines Wortes würdigte. Oder wenigstens eines Blickes! Doch das geschah nicht. Ich war Luft für sie. Was ich nicht wusste (das hätte mir vorher ruhig jemand sagen können!): Die Konversation am englischen Hof gehorcht anderen Gesetzen als auf dem Kontinent. Während man auf dem europäischen Festland möglichst mühelos abwechselnd mit seinem rechten und dem linken Tischnachbarn redet, ist es hier üblich, dass man die erste Hälfte des Essens mit seinem Nachbarn auf der rechten und die zweite Hälfte des Essens mit seinem Nachbarn auf der linken Seite plaudert. Ich saß an der linken Seite der Queen. Als sie sich mir endlich zugewandt hatte, befand ich mich bereits in einer Art Schockstarre. An genaue Details unserer Unterhaltung kann ich mich daher beim besten Willen nicht erinnern.

Ein Erlebnis der apokalyptischen Art war auch die Dreiviertelstunde, zu der ich ein andermal als Tischherr der Princess Royal, also der ältesten Tochter der Queen, verurteilt war. Auch bei Anne stehen Journalisten auf dem Speiseplan ganz oben. Überhaupt gilt sie nicht gerade als Menschenfreund. Ihr Vater hat einmal über sie gesagt, dass die einzigen Wesen, für die Anne etwas übrig hat, Heu

kauen, vier Beine haben und furzen. Ich blickte meiner Tischkonversation mit Prinzessin Anne also mit der Entschlossenheit eines Menschen entgegen, der nichts zu verlieren hat. Das Ergebnis war ein entzückender Abend, was – wenn von Begegnungen mit der Princess Royal die Rede ist – einfach bedeutet, ohne Blessuren überlebt zu haben. Meine Überlebensstrategie war: Ich habe ausschließlich über Pferde geredet.

Auch wenn ich an dieser Stelle der Versuchung widerstehe, meinen Abend in Windsor weiter auszubreiten, werde ich in diesem Buch nicht umhinkommen, manche Geheimnisse königlicher Hoheiten zu lüften. Und das, obwohl ich ahne, dass ich damit der Institution, die ich beschreibe, schade. Schließlich, so notierte bereits 1867 der große englische Staatsrechtler Walter Bagehot, macht «das Mysterium den Kern des Königtums aus, wir dürfen kein Tageslicht eindringen lassen». Wahrscheinlich können sich selbst eingefleischte Republikaner der Faszination, die Königshäuser ausüben, deshalb nicht entziehen, weil sie in unserer durch das Scheinwerferlicht der Fernsehkameras ausgeleuchteten Welt die letzten Institutionen sind, die noch über ein gewisses Mysterium verfügen. «Prominent» zu sein bedeutet heute schließlich überhaupt nichts mehr. In unserer Zeit der Rund-um-die-Uhr-Beschallung durch Sendungen, die jedem von uns versprechen, reich, berühmt und schön zu werden, und angesichts der unendlichen Selbstdarstellungsmöglichkeiten im Internet ist «prominent» sein heute wirklich nichts Außergewöhnliches mehr. Die Welt ist voller Berühmtheiten. Die einen sind dafür berühmt,

dass sie reich sind, die anderen für ihre Schönheit, wieder andere für ihre Leistungen oder für ein Verbrechen; manche sind sogar fürs Berühmtsein berühmt. Die Royals sind die Einzigen, die ihren Ruhm schlicht und einfach ihrem Sein verdanken, die nichts tun müssen, um von einer unauslotbaren Bedeutung umgeben zu sein. Gerade in unserer Zeit der industrialisierten Plastik-Prominenz haben die verschlossenen Tore von Balmoral, Zarzuela und Fredensborg einen letzten, echten Reiz.

Nimmt dieser Reiz mit jedem Lichtstrahl ab, der das Innere der Paläste erhellt? Als Ende der sechziger Jahre der englische Dokumentarfilmer Richard Cawston den offiziellen Auftrag des Hofes erhielt, einen Film zu machen, der die Royals «als ganz normale Familie» porträtierten sollte, warnte Filmemacher Richard Attenborough ihn, mit diesem Film werde er der Monarchie schaden. Attenborough sprach mit der Autorität des Dokumentarfilmers, der etliche Filme über Naturvölker gedreht hatte. «Die ganze Institution der Monarchie», erklärte er, «basiert auf der Mystik des Häuptlings in seinem Häuptlingszelt. Sobald ein Mitglied des Stammes das Innere dieses Zeltes zu sehen bekommt, ist das System des Häuptlingswesens hinfällig – und der Stamm wird daran zugrunde gehen.»

Was nun, wenn ich auf den folgenden Seiten erzähle, wie Royals sind, wenn sie «unter sich» sind, oder wenn ich den Spitznamen verrate, mit dem die Königin von England von ihrer Familie bedacht wurde? Ist das eine Harmlosigkeit? Eine Indiskretion? Oder mehr? Die ägyptischen Pharaonen trugen stets zwei Namen. Einen, den das Volk kannte. Und einen Geheimnamen. Die Geschichtsschrei-

bung weiß bis heute die Namen der alten Könige Siams nicht, so streng geheim wurden sie gehalten.

Sei's drum. Die Queen wird von ihren Vettern und Cousinsen «Lilibet» genannt, ihr Mann hat das Vorrecht, sie «Sausage», Würstchen, zu nennen. Im alten Burma hätten mich diese zwei Zeilen den Kopf gekostet.

Doch die Zeiten ändern sich. Das zeigt schon der Raum, in dem ich diese Zeilen verfasse. Ich sitze an einem Schreibtisch aus Pressholz, der Fußboden ist aus Laminat. Die einzigen Einrichtungsgegenstände in diesem Raum sind der Schreibtisch, ein Schrank und ein Bett. Ich befinde mich in einem Fünziger-Jahre-Anbau eines der größten und ältesten Klöster Europas, Stift Heiligenkreuz in Niederösterreich. Ich bin hierhergekommen, weil ich mir in den Kopf gesetzt hatte, den Grundriss dieses Buches in der berühmten Bibliothek des Stifts zu verfassen. Und zwar in deren prachtvollem barockem Goldenen Saal. Ich malte mir aus, wie ich diese Zeilen umgeben vom Geruch jahrhundertealter Bücher zu Papier bringen würde. Nun aber sitze ich in dieser Zelle in der Klausur der Mönche. Längere Aufenthalte in der Bibliothek ohne Atemschutzmaske sind untersagt, denn: Die Bestände sind seit einer Renovierung von Schimmelpilz befallen. Die einzigen Gäste, die sich derzeit ungehindert in der Bibliothek aufhalten, heißen *Rhizopus stolonifer*, *Aspergillus glaucus* und *Botrytis cineria*. Der einzige Geruch, der dort derzeit zu genießen ist, ist der von Terpentin. Die abertausend Bücher werden einzeln mit Terpentin gesäubert, bevor sie luftdicht verpackt und dann in ein Labor geschickt werden, wo die Pilze durch Bestrahlung ausgerottet werden sollen.